

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 27.

Freitag, den 31. Oktober.

1924

Das Schwert von Thule.

(26. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Berend zog die Finger durch den Bart.

„Wohl hat sie Eile, Otto — große Eile sogar. Morgen mit dem Frühstücken müssen wir wieder ausreiten.“ Jetzt warf Otto den Kopf hoch. Seine Stahlaugen flammten.

„Ich muß aber zuvor nach Klostod. Komme, was da will!“

Berend zuckte die Achseln.

„Es tut mir leid, dir deine Bitte abschlagen zu müssen. Aber ich denke, wo die Fahne in Not ist, schweigt jeder andere Wunsch. Ich bliebe auch lieber hier bei Frau Gödel im Lenzgrün.“

Otto grub die Zähne in die Unterlippe und sagte kein Wort. Auf und ab ging er mit schweren, großen Schritten.

Da sagte Berend weich: „Es tut mir leid für dich, Otto, denn du bist mir allzeit ein treuer Kumpan und Fahrtgesell gewesen. Und ich hätte dir deinen Wunsch gerne erfüllt. Aber es geht nicht. Ich brauche dich zu sehr jetzt. Und jeder Tag Verzögerung kann uns blutigen Nachteil bringen. Meinst du, ich wüßte nicht, was dich nach Klostod zieht? Meinst du, wir hätten nimmer gemerkt, wie dir das blonde stolze Mädchen von der Wasserkaute ins Herz gewachsen ist? Du brauchst nicht auffahren und die Brauen zusammenziehen. Wir sind doch Brüder, die kein Geheimnis voreinander haben. Aber sieh, Otto, höher als unser eigen Wünschen und Begehren soll unserer Fahne Ehre stehen, zu der wir schwuren. Und die Fahne der Malkan ist hart bedroht in diesen Tagen. Mannes Schwert und Mannes Pflicht steht über Herz und Sehnsucht. Aber ich zwing dich nimmer, Otto. Wie sollte ich auch? Du bist ja frei wie ich. Und kannst tun und lassen, was dir gefällt. Nur noch einmal sage ich dir: Die Fahne der Malkan ist in Not. Verlaß sie nicht um eigener Wünsche willen. Ich brauche dich so sehr.“

Berend war aufgestanden und hatte dem andern die Hand schwer auf die Schulter gelegt. Nun ging er langsam hinaus. Otto hörte die Tür ins Schloß fallen — dann war er allein.

An das offene Fenster trat er und sah in das dämmernde Land zu seinen Füßen. „Heilwig,“ sagte er leise — und noch einmal: „Heilwig.“ Zum zweitenmal, als er zu ihr gewollt, ward er fortgerufen durch des Bruders Wort. Damals, als noch Schnee die Erde deckte, und heute wieder. Sollte er denn nie zum Ziele kommen? Zu Ruh und Frieden — zu Heim und Herd? Und wieder die lange, bange Ungewißheit, ob Heilwig gesund und geborgen, ob sie noch lebte und seiner überhaupt gedachte?

Ah, nahm denn dieser ewige Krieg niemals ein Ende?

Draußen verglomm das Abendrot, und das Lied der Drossel im Tannenzwiesel verstummte.

Da mußte er an einen Abend denken mit Heilwig in Kummerow. Sie hatten zusammen am Kaminfeuer gegessen, indes draußen der Schneesturm um die Fensterläden kriebte.

Sie hatte ihm mit ihrer weichen, tiefen Stimme von dem Ahnen erzählt und der Insel Thule. Daß Nachkommen der Nordmänner von dort über die ganze Erde verstreut seien. Und daß man sie erkennen könnte an den tiefen, sehrenden Augen und dem Heimweh nach Thule. Es war eine wunderbare Sage, von der sie dann noch sprach. Er wußte selbst nicht, warum er gerade jetzt daran denken mußte. Es war die Sage vom Schwert von Thule. Daß alle die, so von jener Insel stammten, dies Schwert in ihrem Herzen trugen. Das ließ ihnen keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, wenn ihr Wille sich kreuzte mit dem, was sie gesollt. Wenn sie ihr eigen Glück und Behaglichkeit höher gestellt als Recht und Pflicht. Denen schuf das Schwert von Thule so große Not, daß sie nicht eher Ruhe fanden, als bis sie sich selbst besiegt und den schweren, steinigen Weg der Pflicht gegangen.

„Es ist das Schwert von Thule wohl daselbe, was die Priester heute „Gewissen“ heißen,“ hatte Heilwig am Ende gesagt und schwer in die Flammen gestarrt.

Und mit einem Mal wußte Otto Malkan auch, warum sie damals geflohen war. Daß es nur das Schwert von Thule gewesen, das ihr keine Ruhe gelassen. Und was ihm jetzt die Ruhe nahm, das war daselbe.

Er stöhnte.

„O, Schwert von Thule, wie bist du so scharf und hart. Nun muß ich wieder wandern als rauher Kriegsmann so einsam durchs Land. Dieweil es eines gibt, das höher steht als Frauenfuß und Lebensglück. Eines, das stolz macht und frei und stark. Und dieses eine Wörtlein steht gemeißelt in deines Griffes Stahl, o Schwert von Thule. Und heißet: Pflicht. Und Treue bis zum Tod.“

Da wußte Otto Malkan, was er zu tun hatte.

Harte und kampfreiche Monate waren über Mecklenburg dahingegangen. Im Frühling 1477 war Herzog Heinrich gestorben, und seine drei Söhne Albrecht, Magnus und Balthasar hatten die Regierung angetreten.

Aber der Kampf gegen Pommern und die Malkane ging weiter. Herzog Bogislaw von Pommern und Berend Malkan klagten beim Markgrafen Johann von Brandenburg, daß Herzog Magnus sie immer wieder unrechtmäßig beschädige. So hatte das arme Land unjählich zu leiden durch seiner Herren Hader und Streit.

Endlich, endlich gelang es dem mecklenburgischen Kanzler Thomas Rohde, einen Waffenstillstand zu vermitteln, und Friedensverhandlungen wurden eröffnet. Darüber war wieder der Frühling ins Land gekommen, der mit Blütenstimmern die Wunden heilen mußte, die das lange Kriegsjahr zerrissen.

Und in diesem Friedensstand sollte nun auch endlich die Hochzeit des Herzogs Magnus mit der Prinzessin Sophie von Pommern zu Anklam am 24. Mai 1478 gefeiert werden, die man des Überalles und der

Zwistigkeiten wegen fast zwei Jahre hinausgeschoben hatte.

In ihrem goldigsten Festkleid leuchtete die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Auf Burg Wolde wehte die blau-gelbe Fahne im Morgenwind. Sie hatten eben in der großen Halle ihre Frühsuppe geöffnet und sahen nun noch plaudernd ein Weilchen zusammen, die seltene Freude genießend, daß der Hausherr bei ihnen und Frieden im Lande war. Frau Gödel ließ ihr Töchterlein tanzen und nach des Vaters dunklem Bart greifen. Brigitte Alvensleben, die wieder einmal zu Besuch weilte, da Frau Gödel vor der Geburt ihres zweiten Kindes stand, hatte ihr Spinnrad an das offene Fenster geschoben und ließ emsig ihr Rädchen schnurren.

„Nun werdet Ihr also in Bälde gen Anklam reiten, Herr Berend, zur herzoglichen Hochzeitsfeier. Es hat mich gefreut, daß Ihr des Pommernherzogs Einladung, als Hochzeitsgast zu erscheinen, nimmer abgeschlagen.“

Aber Frau Gödel warf rasch dazwischen, den zierlichen Kopf schüttelnd: „Ach, was du schwärzt, Brigitte! Ich hätte es lieber gesehen, er ginge nicht hin. Dieweil es wieder neuen Zündstoff geben könnte für abermaligen Zwist. Wo er doch den herzoglichen Bräutigam dazumal selbst überfiel und gefangensetzte in Kummerow.“

Berend lachte.

„Das war einmal, Gödel. Jetzt soll ja aller Zwist vergessen sein und ruhen.“

Er wurde ernst.

„Trotz aller Uneinigkeiten habe ich Herzog Magnus gern und weiß ihn zu schätzen. Und ich meine, er achtet auch mich. Kommt vielleicht einstmals noch eine Zeit, wo wir gut Freund werden und allen Jähorn und Heißblut unserer Jugend abgestreift haben. Wer kann es wissen? Wenn ich wieder mit Penzlin belehnt werde, bin ich auch sein Vasall. Die Zeiten können sich bald ändern.“

Frau Gödel machte jetzt ein nachdenkliches Gesicht.

„Aber nun haben wir über all das viele Kriegsgeschrei die Jahre hindurch nimmer acht gehabt auf schönes Festgewand zur Hochzeit. Muß doch heute gleich in den Truhen nachsehen, was ich Euch rüsten könnte für Anklam, mein Gemahl!“

Er hob lächelnd die Hand.

„Laß gut sein, Gödel. Ich habe schon ein besser Hochzeitskleid als alle Ritter im Land. Das kannst du mir glauben.“ Sie sah ihn erstaunt an.

„Ei, der Tausend! Das müßte wohl mit seltsamen Dingen zugehen, mein Gemahl. Weiß doch Cure Hausfrau gar wohl in Guern Kleidern Bescheid. Und so gar prächtig sind sie jetzt gewiß nicht.“

Er stand auf. In seinen Augen war ein großer Schelm.

„So will ich dir selbst mein fürnehm Hochzeitsgewand zeigen, Gödel. Warte ein Weilchen, ich bin gleich zurück.“

Er ging aus der Tür, und die beiden Frauen sahen sich lachend an.

„Bin aber voll Neugier, was da herauskommen wird!“ sagte Frau Gödel und wäre am liebsten nachgelaufen.

Aber sie blieb geduldig und gehorjam wartend bei der Base, immer mit einem Ohr zur Treppe lauschend. Durch das offene Fenster tönte das Singen der Amseln und Finken und mischte sich mit dem lallenden Jauchzen des Kindes. Unermüdllich summt Brigitte Alvenslebens Spinnrad, um das die Sonne goldene Lichter wob. So warteten sie in stiller Neugier. Endlich hörten sie Schritte, und dann trat Herr Berend wieder über die Schwelle.

In großem Erstaunen schlug Frau Gödel beide Hände zusammen, und Brigitte hatte sogar beim Aufspringen ihren Schemel umgeworfen.

„Nein, so etwas! Wo habt Ihr nur dies fürstliche Gewand her, Herr Berend? So Prächtiges sah ich ja noch immer.“

Und sie befühlten und betasteten ihn von allen Seiten. Er ließ sie still lächelnd gewähren und sein blausamtnes Festkleid bewundern. Frau Gödel meinte, ihn noch nie so stolz und stattlich gesehen zu haben.

(Schluß folgt.)

Zwei Helden.

Eine nichttagdliche Hundeschichte von Carey Brachvogel.

Der Dackel Waldi von der Frau Baronin und der Kattler Klinski von Staatsanwalts standen einander so feindlich gegenüber, als ob sie Zwangsmieter und „beschlagnahmt“ gewesen wären. Doch obgleich diese harten Poie an ihnen porübergangen waren, machten sie das ganze Haus zum Zeugen ihres Hasses, was sie allerdings leichtglücklich tun konnten, denn die Frau Baronin wohnte im ersten, Staatsanwalts im dritten Stock. Verließ die Frau Baronin, ihren Waldi sorgsam an der Leine, das Haus, so tobte oben Klinski wie ein Belesener, stand mit gestäubtem Fell hinter der Haustür, bestete wütend hinaus, warf wohl auch seinen nervösen Leib gegen die braune Tür, als wollte er sie mit der Kraft seines Halses sprengen und dem Elenden, den er verabscheute, den Garaus machen. Ging hinwiderum die Frau Staatsanwalts mit ihrem Klinski Gassi, so widerbaßte das Haus von der heiseren Wutstimme Waldis, der aus dem fernsten Zimmer herbeigerast kam, um seiner Antipathie überaus sinnfälligen Ausdruck zu verleihen. Auch ihm sträubte sich das glänzend schwarze Fell, auch ihm verstaute beinahe (leider nur beinahe!) die Stimme, und er klaffend nicht nur sein Krauerl, sondern auch die alte Köchin und die Zuseherin herbeizaulen wollte, gleich er einer lebendigen Aufforderung zum Mord:

„Schlaagt ihn tot, das Weltgericht!“

„Gräat euch nach den Gründen nicht!“

Sahen sich die Frau Baronin und die Frau Staatsanwalts, die freundschaftlich miteinander verkehrten, von ferne auf der Straße, so mußte jede schleunigst ihren Liebbling an die Leine, wenn nicht auf den Arm nehmen, denn sonst wäre unabsehbares Unheil geschehen. Vor Gebell konnte es dann sowieso niemand aushalten, und das ganze Jahr über belamen die beiden Damen nicht so viel Annehmlichkeiten zu hören wie in den zehn Minuten, die sie benötigten, um das schäumende Dach zu erreichen und Waldi und Klinski in Sicherheit voreinander zu bringen.

Warum sie einander so grimmig haßten? Niemand vermochte es zu sagen. Sehr charismatische Psychologen hätten vielleicht auf das bemerkte Vorleben Waldis hinweisen und sagen können, daß ein juristisch-orientierter Hund, wie Staatsanwalts Klinski, nichts mit einem Vorbestraften zu tun haben wollte, und daß hinwiderum Waldis Abneigung aus dem Schuldbewußtsein gegenüber der strengen Kattler-Rechtlichkeit Klinskis entspringe — eine Art Iskandala-Haß. . . . Doch auch der Mafel, der an Waldis Vergangenheit haßte, bot keine genügende Erklärung, war auch außerhalb der Stadt erworben worden und daher jähw. sich zu Klinskis Kenntnis gelangt. Waldi hatte nämlich vor Jahren, seiner bösen Luit folgend, gelegentlich keines Landaufenthaltes harmlose Hennen aufackerheuchelt und schließlich eine von ihnen, ein blühendes, weißes Codina-Duhn, erwirrt. Von der Leiche seines Opfers war er wie besinnungslos fortgestürzt, gejaagt von den Furien des Gewissens, das heißt von gerechterer Angst vor der Strafe. Damals hatte auch insofern eine Annäherung zwischen Stadt und Land stattgefunden, als zuerst der Bauer, dem das entseelte Duhn gehörte, und nach ihm die Frau Par. . . in den Wörder erbeulisch verprügelt hatten. Seit jenem Tag schüttelte er sich jedesmal, wenn er nur von ferne ein Duhn sah und blickte dann sein Krauerl beleidigt und ein wenig verächtlich an, als wollte er sagen: „Mir gangit!“ Doch dieser kleine Unfall hatte sich, wie gesagt, außerhalb zugezogen, und wenn die Frau Baronin ihn auch der Frau Staatsanwalts erzählt hatte, so war er doch verjährt und die Gelddube für das weiße Duhn längst verlichmerat. . . .

Also, sie haßten einander — dagegen ließ sich nichts machen. Man mußte nur trachten, sie auseinander zu halten. „Denn“, sagte die Frau Baronin, trafen sie sich niemals allein, ohne unseren Schutz — sie würden einander vernichten. Sie würden einander aufstellen, daß nichts von ihnen bliebe als die beiden Schweife.“

Die Frau Staatsanwalts, die von ihrem Manne gelernt hatte, den Dingen auf den Grund zu gehen, fragte: „Warum gerade die beiden Schweife? Sollten sie unverbaulicher sein als der übrige Hund?“

Die Frau Baronin fand aber diese Frage so herzlos, daß sie sie gar keiner Antwort würdigte, sondern nur wiederholte: „Auseinanderhalten! Das ist das Einzige, was man tun kann!“

Doch alles sollte anders kommen.

Eines Tages schritt die Frau Baronin mit ihrem freilaufenden (es gab ausnahmsweise keine Tollwut!) Waldi dem Hause zu, dem sich eben auch die Frau Staatsanwalts mit ihrem ebenfalls leinenlosen Klinski näherte. Die beiden Damen hatten Wichtiges miteinander zu erörtern. Die Frau Baronin hatte durch das Medium seiner Gattin den Herrn Staatsanwalts fragen lassen, ob es anständig sei, statt der Invalidenmarke für das Dienstmädchen eine Aktie Schweineindustrie einzulösen, weil besagte zwei Papiere im Wert ungefähr gleich wären. Als die beiden Damen einander erblickten, griff jede sofort, wie immer, in ihre Tasche, um die Leine für den Hasser hervorzuholen, und eine Minute später zerrten auch schon Waldi und Klinski nach Leibkräften an dem Riemen, der ihre Leidenschaft bändigte. Die Leidenschaft, nicht aber das Wutgebell, das jedes Wort der Damen übertönte und eine Aussprache unmöglich machte. Vergebens redete die Frau Baronin mit den süßesten Worten zu, verbogens schalt die mehr nach der strengen Seite hin orientierte Frau Staatsanwalts ihren Kattler mit harten Redensarten

die nur der Augenblick entschuldigen konnte — das Gebell steigerte sich zur Raseri, und als Waldi und Flinki erst auf den Arm genommen wurden, zerrten sie, wie vorhin die Leinen, so jetzt ihre unglückseligen Herrinnen hin und her und wollten vor Kampfbegier schier zerpringen.

Die zur Milde neigende Frau Baronin stand ratlos, die Frau Staatsanwalt aber wurde sählings von einem Gedanken erfaßt, wie ihn nur die Verzweiflung oder Helleberei eingeben kann. Sie hatte von ihrem Manne öfters, wenn auch nicht gerade in Hundeangelegenheiten, gehört, daß man unvermeidliche Auseinandersetzungen nicht über Gebühr hintanhalten solle, und darum ließ sie plötzlich Flinki vom Arm gleiten und sagte zur entsetzten Baronin: „Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr! Lassen wir die beiden endlich einmal ihre Sache austragen! Schlimmer als jetzt können sie sich überhaupt nicht anführen!“

Die Baronin meinte, vor Schrecken zu sterben. „Um Himmels willen, was fällt Ihnen ein? Die beiden erwürgen sich . . . fressen sich auf . . . nur die Schweife werden übrig bleiben.“

„Die bassamieren wir dann ein!“ entgegnete die Frau Staatsanwalt, die der Arger und das Gebell ganz herzlos gemacht hatten. Und weil ein Itzler und herzloser Wille keine Wirkung nie verfehlt, ließ auch die Baronin ihren Waldi zur Erde gleiten. Sie konnte nur noch stammeln: „Auf Ihr Haupt alle Verantwortung!“ Dann stürzten die beiden Hahler aufeinander los und die Frau Staatsanwalt zog die erbleichende Baronin mit sanfter Gewalt um die nächste Strakenede.

„Wie werden wir sie wiederfinden?“ fragte die Baronin. „Ganz oder gar nicht!“ sagte die Frau Staatsanwalt resolut und berichtete, daß ihr Gatte die Einsetzung einer Aktie an Stelle der Invalidenrente für unzulässig erklärt hatte, abgesehen davon, daß die Invalidenrente binnen kurzem höher stehen würde als jede Aktie. So verging etwa eine Viertelstunde, in der allerdings die Baronin stets angstvoll mit halbem Ohr zurückgelauscht hatte, ob sie nicht mörderisches Gebell und daraus resultierenden Strakenauflauf vernähme. Doch alles blieb still. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hatte nur der Wind alles verhallungen.

Endlich machten die Damen Kehrt und gingen zu ihrem Haus zurück. Herz klopfend ging die Baronin, rothgepaunt die Frau Staatsanwalt.

Kein Laut zu vernehmen. Kein Waldi, kein Flinki in männermordender Schlacht oder in Freude über die Rückkehr vom Frauerl. Sonderbar, höchst sonderbar! Die Augen der Baronin feuchteten sich.

„Habe ich's nicht gesagt?“

„Aber ich sehe noch keine Schweife!“

Doch halt! Da lagen . . . nicht die Schweife, aber die Leinen. Quer über den Bürgersteig lagen sie und unsäher war zu erkennen, daß an jeder noch ein Hund hing. Aber wo waren belagte Hunde? Die Damen sahen sich bestürzt um. Die Baronin nahm ihre Vornette, die Frau Staatsanwalt aber, die auch ohne Glas sah, lachte hell auf und wies mit der Hand auf das halboffene, von zwei mächtigen Pylonen gestützte Haustor. Da sah, ängstlich zusammengekauert, hinter dem einen Pylonen Waldi und äugte mit dem bekannten Dadelschildbild nach dem anderen Pylonen hin, der den nicht minder zusammengekauerten und verärgertesten Flinki verbarg, der sein Gegenüber ebenso furchsam betrachtete, wie dieser ihn. Jeder von den beiden hielt offenbar den anderen für einen Helden. Aber das Heldentum hatte nur vorgehalten, so lange das Frauerl und mit ihm die Sicherheit in Sicht war — sobald beide verschwunden waren, hielten Waldi sowie Flinki Vorsicht für die Mutter der Weisheit und der Tapferkeit besseren Teil. . . . Ganz still trabten sie nach dieser unrühmlichen Mutprobe neben ihren Herrinnen beim und zogen sich, erschöpft und äraertlich über die Spottreden, die reichlich stossen, in ihre Gemächer, will sahen ihre Körbe zurück, die sie längere Zeit nicht mehr verlassen.

Es wäre nun hübsch und moralisch, wenn ich berichten könnte, daß seit jenem Tage Friede zwischen ihnen herrscht. Dem ist aber nicht so. Das Gedächtnis der Hunde ist eben nicht besser als das der Menschen und darum vergessen sie Blamagen ebenso leicht wie diese. Darum tobt Flinki nach wie vor, wenn er Waldi wittert, und Waldi rast, wenn er Flinki riecht. Aber niemand anästhetisch sich mehr um sie oder über sie. Nur sie selber haben wahrscheinlich noch großen Respekt voreinander — wie alle Maulhelden.

Eob meiner Pfeife.

Von Heinrich Reiss.

Sie ist freundschaftlich und zuverlässig, ein guter Kamerad, gern zu meinem Dienst bereit, meine Pfeife. Ich habe sie lieb gewonnen fast wie einen Menschen, der mir vertraut wurde durch die Gewohnheit langen Zusammenlebens. Wenn der Funke im Tabak gezündet, wärmt sich der Porzellanopf gleich einem lebendigen Körper, und deutlich spürbar wird mir ein Gefühl von süß erfrueuder Nähe.

Meine Pfeife kennt mich wie ein Freund; sie kennt die wechselnden Stimmungen meiner heßen und düsteren Tage und ist nie verlegen um ein Mittel, mich zu beruhigen, zu beschützen oder anzuregen.

Ich lehne mich zuweilen irgendwo auf der Straße, im Theater, in festlich fremder Gesellschaft, nach ruhlichen oder arbeitsreichen Stunden am Scherz, da ihr Rauch mich umquirlt, wie man sich auf das Wiederleben eines lieben, alten Bekannten freut, auf stille und behagliche Zweieinamtheit.

Wenn die blauen und sanft asträuelten Wölken des Tabakaualms emporzögen, ist es, als öffnete sich vor süchtigem Blick eine seltsam fremde und reiche Welt von Wundern. Gedanken, hauchlein und unförperlich vorbeistreichend, gewinnen Form, verdichten sich zu Bildern. In den Rauchringen lebt es von vielfältigen Gedanken. Wünschen und Plänen. Gesichte zeigen sich vor mir, Träume liegen zu mir nieder, wechselnd bunt, sie sagen sich so schnell, daß die leichte Hand kaum flink genug ist, sie auf das wartende Papier zu übertragen.

Da meine Pfeife brennt, bin ich nicht ganz einsam. Es scheint, als stände neben mir ein lustiger und westerfahrener Weiser, mit dem ich Gedanken tausche, Einflüsse durchgrübele, Klarheit zu finden in vertrauter Wechselrede.

Und nach der Arbeit, in Freude des Gelingens und Müdigkeit des Abends, ist ohne die Pfeife kein richtiges Zufriedensein. Sie hält treu zu mir auch im späteren Verdämmern von Tag und Luit und Streben, als läßen wir, zwei alte Leute, des erfüllten Lebens gedenkend, auszubend beieinander in friedlicher Abendrothe.

Sie prunzt nicht und ist still bescheiden, Arbeitsgenosse und Freund der Ruhe, Berater und Tröster. Ich aber lang mir, da ich freundschaftlich ihrer gedente, selbst den Vorwurf des Andachts nicht ersparen, daß ich sie in sonntäglicher Laune wohl heileite lege und verschmäh um die Feitzigarre, die mit schöner Form, mit aromatischem Duft schmeichelt und kurzen Genuss gebend, doch bald dahinschwindet, treulos wie eine reizende und launenhafte Frau.

Blaumäntelchen.

Von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

Im Jahre 1848 konnte man in den Pariser Wahaufzufen die Aufforderung lesen: „Wählt unser Blaumäntelchen!“. Der Mann, den dieser Spitzname bezeichnete, war damals 88 Jahre alt. Er hatte seinen Namen dadurch erhalten, daß er Sommer und Winter dasselbe altmodische und abstragene blaue Mäntelchen trug, und seine Beliebtheit verdankte er seinem originellen Philanthropentum, demzufolge er sich persönlich und warm der Armut annahm. Insbesondere im Winter 1830, der ähnlich kalt und aramiam verlief wie jener des Jahres 1923, war Edmó Champion das Blaumäntelchen, ein unermüdlicher Sonnen- und Brotverteiler. In der Regel sind die Neureichen, die selbst in ihrer Juwend Entbehrung und Armut gekannt haben, ihren früheren Leidensgenossen nicht gut gesinnt, sie stoßen mōalich weit ab vom Aser des Glends in elegant geschmücktem, proxianen Brunkschiff.

Blaumäntelchen bildete eine Ausnahme. Als armer Knabe abenteuernd in die Hauptstadt gekommen, kannte er Hunger und Not, wukte sich aber durch Fleiß und Ausbauer emporzuarbeiten, und zur Zeit der Revolution stand er an der Spitze eines großen Juweliergeschäffes. Der Umstura vernichtete sein Geschäff, doch unter dem Kaiserreich richtete er es neu auf und zählte bald unter die erfolgreichsten Neu-reichen in einer Zeit, die viele derartige Existenzen sah. Im Jahre 1817 befand sich sein Vermögen auf dem Höhepunkt, er war Millionär und in der Lage, ein glänzendes Haus zu führen. Da begann der 53jährige plötzlich ein verändertes Dasein. Seine Kinder waren verheiratet und verstor, er zog seinen Anteil aus dem Geschäff und beschloß, seiner Liebhaberei zu leben. Aber was war seine Liebhaberei: die Sammelwut, der sich der merkwürdige Mann nun widmete? Wie andere Altertümer, Kunstschähe, Kostbarkeiten aufstapeln, ist es sein ausgebrochenes Vergnügen, nach solchen Armen zu vrischen, die wirklich Unterstützung verdienen und denen er Hilfe, besonders Arbeitsmōalichkeit zu bieten versucht. Er sammelt Menschen zu menschenwürdigem Leben, Treppauf, treppab, in Gäßchen, Winkel und entleeren Quartieren sahndet er nach ihnen. Auch in die Gefännisse bringt er ein, sucht nach denen, die sich bessern können und empfehlt sie der Gnade. Wirft man ihm vor, daß er Diebe füttert, antwortet er lachend: „Ja, damit sie keine Mörder werden!“ Er hat geradezu ein sportliches Interesse daran, Menschen in das Reh seiner geduldigen Güte einzufangen. Denn dieser Sohn der Revolution ist nicht aus Krōmmigkeit wertlätig, sondern nur laienhaft philanthropisch nach seiner eigenen Auslage. Er behauptete: „Die Menschheit ist wahrhaft nutzlos. Aber wenn man sie liebt, wie sie ist, macht man sie vielleicht ein wenig besser!“ Blaumäntelchen war stets bedacht, auf die Ehre und Freude der Arbeit, die er aus eigener Erfahrung kannte, aufmerksam zu machen und vermied sorgfältig jedes Almosengeben, das demoralisiert und beleidigt. Nicht salbungsvoll, sondern humorvoll im Verkehr war dieser heitere Philanthrop und dies trua sehr zu seiner Beliebtheit bei. Er war eine Art „bürgerlicher Heiliger“, der sich Entbehrungen auferlegte, um sich ausgiebig seiner Liebhaberei zu widmen. So lebte er in äußerster Einfachheit, ak nur einmal des Tages, bescheiden wie sie ein Heiliger und spielte zur Zerstreuung eine Partise Schach oder Domino um zwei Stück Zuder. Seine politische und soziale Überzeugung gipfelten in dem Spruch, der aus einem seiner Briefe stammt: „Es muß werden, daß jeder, der Hunger hat, sich satt isst.“ Dieser Überzeugung lieb er lieber Tat als Wort. Der Philanthrop starb 88 Jahre alt (1852) und ein ganzes Volk von Schugbeholdnen betrauerte ihn. Lange Zeit blieb das Sprichwort: Wohlthätig wie Blaumäntelchen.

Neue Bücher

* **Klassische deutsche Erzähler.** Das schönste und interessanteste Erbgut unserer klassischen Novellistik legt der Tempel-Verlag in Leipzig mit seiner schönen und allbekanntesten Reihe der Tempel-Klassiker vor. Die 4 Erzählerbände, herausgegeben von Professor Dr. Julius Zeitler, enthalten Liebesgeschichten, merkwürdige Geschichten, Verbrechergeschichten und wunderbare Geschichten. Jeder Klassiker ist mindestens mit seiner besten Erzählung repräsentiert. Kleist, Grillparzer, Arnim, Hebbel, Gottlieb, Moritz, Palm, Stifter, Eichendorff. Seine und selbstverständlich auch Goethe vereinen sich zum bunten Strauß. Die Bände kommen ganz besonders dem Bedürfnis nach kurzer Lektüre entgegen und sind auch einzeln käuflich. Eine solche Reihe ist geeignet, der jeweiligen Stimmung und Laune des Lesers auf das liebenswürdigste entgegenzukommen, um so mehr, als die Bände nicht pedantisch geordnet sind, sondern die Novellen schließen sich in einer sehr mannigfaltigen Art nach einem inneren Zusammenhange zusammen. Manche neu gefundenen Werte sind im Reigen dieser Begebenheiten enthalten. In ihren schönen, farbigen Einbänden sind die Tempel-Erzähler in der Tat eine ungemaine Verlockung zum Lesen und es ist verblüffend, welches Leben uns aus jedem einzelnen Stück dieser Sammlung entgegenpruft.

* **Rudolf Bressler: Die Zimmer der Frau von Sonnenfels.** Ein heiteres Novellenbuch. (Verlag Dr. Cosler u. Co., A.-G. in Berlin SW. 68.) Mit immer wachsender Spannung verfolgt der Leser die kleinen Abenteuer, mit denen die Heldin des Buches in Zusammenhang steht, und mit immer größerem Vergnügen, das oft zu schallender Heiterkeit wird, ergötzt er sich an den komischen Situationen den dramatischen Pointen, die diesen Abenteuerlustigen fiktive Würde verleihen. Wer sich an Bresslers Leuten, die ich lieb gewann" erbaute, wer bei seinen Romanen "Mein Bruder Benjamin", "Der silberne Kranich" Stunden ungetrübter Heiterkeit verlebte, wer sich von seinen Stimmungsvollen Gedichten begeistern ließ, der wird auch in den "Zimmern der Frau von Sonnenfels" eine so überreiche Fülle von heiterer Begeisterung finden, daß er immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt.

* **Gustav Rohne: Jugendsehnen.** Ein Scharnhorst-Roman. (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) Mit vollem Bedacht und portrefflichem Gelingen hat der Dichter zunächst ausschließlich die Kinder- und Jünglingszeit Scharnhorsts geschildert, mit all ihrem Drängen und Sehnen, aus der heimlichen Enge herauszukommen. Auch die Mäßigkeit Rohnes, seinen jungen Helden nie als Einzelperson besonders herauszuheben, sondern ihn immer geschickt in seine jeweilige Umwelt zu stellen, ist zu künstlerischer Reife gediehen, sei es nun im Verkehr mit den Eltern oder mit der Natur seiner Heimat, sei es in seiner soldatischen Ausbildung auf dem Wilhelmstein mit seinen Vorgesetzten oder dem prachtvoll gezeichneten Grafen Wilhelm, sei es endlich in den besonders fein skizzierten ersten Reunonen seines Liebeslebens. Ein kluges und menschlich feines Buch.

* **Adolf Gähnel: Heimdall.** Erzählungen und Lieder. (Verlag von F. J. Weber, Leipzig.) Es sind Erzählungen und Lieder eines Jägers, die in diesem Bande vereinigt sind. Aber es spricht hier nicht etwa nur ein Jäger zu seinen Weidgenossen. Die tiefe Liebe zur Natur und zur Heimat, der Sinn für Sage und Romantik, die poetische Vergewandtheit in der Sprache und menschlicher Erlebnisse, dazu die geschickte spannende Art zu erzählen, machen das Buch zu einer wertvollen Neuentdeckung.

* **Die schönsten Novellen von Maupassant.** Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. In neuer Veredelung von Hans Martin Elster. Langens Auswahlbände, Band 19. (Verlag von Albert Langens in München.) Walter von Molo hat mit seiner Einführung in das Wesen des großen Franzosen eine Einleitung gegeben, die zu dem Treffendsten gehört, was je über Maupassant gesagt worden ist. Die intuitive Macht seines Schauens, die schicksallose Sinnlichkeit Maupassants, die durch ihre tiefe Wahrhaftigkeit und Subtilität zu wirken imstande ist. Molo hat sie auch durch die Auswahl dieser Novellen dem Leser nahe gebracht! Immer ist etwas daran, was die Geschichten Maupassants aus dem Gebiet der Anekdote in das des Ewig-Menschlichen hebt. Dies "Etwas" ist das Gottesanadentum seiner Kunst! Welch ein Künstler Maupassant aber ist, das enthüllt sich am vollständigsten in dem Stück der Sammlung, das sich "Die kleine Roque" befindet.

* **M. v. Kügelgen: Der Dankwart.** Ein Märchen. (Leipzig 1924. K. F. Koehler.) Die zahlreichen Freunde des Alten Mannes werden diese reizvolle Erzählung, die Wilh. v. Kügelgen im letzten Lebensjahre geschrieben hat — i. Lebenserinnerungen des Alten Mannes — gern lesen. Das an die Siegfriedsage und Dornröschen anknüpfende Märchen aus den Tagen Dietrichs v. Bern dürfte Erwachsene und die reifere Jugend in gleicher Weise erfreuen.

* **Pflanzenatlas.** Von Prof. Dr. D. Schmeil. 88 farbige und schwarze Tafeln nebst 90 Seiten erläuterndem Text. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die bekanntesten meisterhaften farbigen Tafeln des Schmeilischen Unterrichtswerkes nebst den zahlreichen prächtigen Naturaufnahmen sind hier zum Nutzen aller Naturfreunde in einem köstlichen Bande vereint. Jede farbige Tafel ist das Er-

gebnis eingehender wissenschaftlicher Beobachtung. Durch die Zusammenarbeit des Naturforschers und Künstlers entstanden zeigen sie feinste künstlerische Durcharbeitung und technisch vollendete Darstellung. Die Naturaufnahmen geben charakteristische Bilder aus Heimat und Fremde wieder. Die in ihnen, doch erschöpfende Beschreibung wird allen willkommen sein, die tiefer in die Schönheit und die Geheimnisse der Pflanzenwelt eintauchen und sich bemühen. Der schmude Band dürfte Naturfreunde, Lehrer und Schüler in gleicher Weise begeistern.

* **Niederländische Kunst.** In Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Generalkonul Dr. J. Koelius und Prof. Dr. B. C. Habicht. (Angelsachsen-Verlag, Bremen.) 5. Band: Alte Gast- und Zunfthäuser in Niederachsen von Gerd Detmann; 6./7. Band: Die mittelalterlichen Klöster Niederachsens von Prof. Dr. Ina U. Söllner; 8./9. Band: Die schöne Maria zu Lübeck und ihr Kreis von G. H. Harlaub.

* **Luten Hendrich: Mehr Sonne.** (Ein Buch von der Liebe und Ehe. Verlag Dietz u. Co., Stuttgart.) Hendrich liebt die Seelennot vieler Ehen und der jungen Menschen, die ungeduldig wartend vor dem Tor stehen oder sich das Recht des Zusammenlebens selbst nehmen, und spricht hier mit ihnen offen über ihre Not und ihren Hunger nach Freude. Er verheißt ihnen nicht, das vieles von ihrer Zerissenheit aus ihrer eigenen Brut und aus ihren falschen äußerlichen Ansprüchen aufgewuchert ist, und zeigt ihnen an Stelle dieses Katenoldes das wahre Gold der Ehe: Mehr Sonne. Hendrich leuchtet überaus offen in all das Spinnweb der Unklarheit bis ins dunkle Kämmerlein. Aber er tut es nicht schulmeisterlich, sondern ganz als Weggenosse.

= **Walter Niemann: Klavierkompositionen.** Im Verlag von H. Simrod (Berlin-Leipzig) erschien, nächst dem schon kürzlich an dieser Stelle angekündigten "Widwid", noch eine ganze Anzahl neuer Werke, die der klavierpielenden Welt reiche Anregung bieten: Niemanns Phantasie durchdringt da die weitesten Fernen; ein feiner erotischer Duft liegt über all dieser Musik ausgebreitet. Der "Orsiedeaarten", op. 76, enthält zehn Impressionen aus dem fernem Osten. "Baraonen-Land", op. 86, zaubert in leuchtender Farbenpracht die Welt Lutens - Amos nach. "Japan", op. 89, bringt u. a. die reizvollen Tonbilder "Teehaus", "Kirchblütenfest", "Geisha-Lanz". Das "Kaiserliche Buch", op. 92, voll wunderbarer Phantasie, führt über Holland, Alt-England, Spanien zum Ganges, in die Sahara und weiß Gott wohin! Kurz, man macht hier die interessantesten Weltreisen — am Klavier. O. D.

Scherz und Spott

Die Denkmäler unserer Zivilisation. Der Fremde: Was ist das für ein wundervoller Bau, dessen goldene Kuppel dort in den Horizont ragt? Gewiss eine Kirche? — Der Einheimische: Nein. Das ist unsere neue Auto-Füllstation, die an Ausdehnung und Kosten alle Rekorde bricht. — Der Fremde: Und dort das prächtige Gebäude auf dem schönen Platz? Wahrscheinlich die städtische Bibliothek! — Der Einheimische: Nein, unter neues Kino! — Der Fremde: Enttäuschen Sie mich diesmal nicht. Dort ruht hochtrauende Volksträger, in dem es gleichmäßig wie in einem Nervenstod zugeht — doch sicherlich die Universität? — Der Einheimische: Nein, das ist unser Kaufhaus für Radio-Apparate! — Der Fremde: Eine einzige Frage noch — dort ruht riesenhafte Block, der das ganze Geschäftsquartier überragt? — Der Einheimische: Ach, das ist der Fünfsig-Feing-Bazar! (Wahlfinder.)

Bon Schieber-Lippen. Neureich wird nun einem Bekannten in dessen reich ausgestatteten Bibliothekszimmer empfangen. Der Hausherr: Ich lese gerade Goethe. — Neureich: Goethe? Nu, was schreibt er denn? (Jugend.) Erklärung. Warum geben Sie dem Schulknaben einen falschen Namen an? — Ich war so wütend über die Verhaftung, daß ich mich selbst nicht mehr faßte der Richter. (Megaendochter Platter.)

Mißverständnis. Der Bruder will galant sein und fragt seine Schwester, die den 30. Geburtstag bereits mehrmals gefeiert hat: Kommst du mit ins Kino? — Was geben sie denn? — Mädchen, die man nicht heiratet. — Da sagte sie: Ach, ich doch deine ewigen Sticheleien! (H. J.)

Aus den Inflationstagen. Zur Zeit des Kronensturzes gab es in Österreich drei Sorten von Millionären: Die "Leppich-Millionäre" — die ihr Geld in wertvollen Leppichen angelegt hatten, die "Kevvich-Millionäre", die ihr Geld in österreichischen Kronen angelegt und demzufolge alles verloren hatten, und die "Datt-ich-Millionäre", die resigniert vor der Börse standen und sagten: Datt' ich doch das so oder so gemacht.

Freundliche Einladung. Ein Schildermaler in Houston schickte folgende Anschriften für Autowarnungstafeln an Bahnübergängen vor: Fahr' ruhig weiter. Niemand hat Wert auf dich. — Halte nicht! Kein Mensch wird dich vermissen. — Versuch's mal! Du kannst höchstens einmal tot gefahren werden. (Houston Post.)

Schlasteria. Er (zu seiner jungen Frau): Du läßt mich nur, wenn du Geld haben willst. — Sie: Ist das nicht oft genug? (Charivari.)